



Höhepunkt des Festivals: Marion Siéfert in der Produktion „jeanne_dark“ bei der ritualisierten Anbetung ihrer technischen Dämonen

Foto Christian Altorfer

Schon fünfundzwanzig Minuten dauert „Omni Toxica“, als die Choreographin Paula Chaves Bonilla für einen Moment die Pausetaste drückt und mit tränenunterdrückter Stimme dem Publikum die Rechnung präsentiert. Eigentlich wollte sie schon immer einmal in die Schweiz kommen, um herauszufinden, was mit all dem Geld aus dem Drogenhandel geschehe. Jetzt, da sie mit ihrer Produktion hier beim Zürcher Theaterspektakel gastiere, überkomme sie das Gefühl, dass das, was sie da tue, nicht mehr wirklich einen Sinn ergäbe. „Die Produktion, das Festival, Ihr Zuschauer, wir selbst: nichts von alledem kann rechtfertigen, was im Süden gerade passiert. Ich halte das alles für Heuchelei.“ Das sitzt. Denn wie man auch und gerade im kokaingeschwängerten Zürich weiß, entsteht die zwinglichste aller Drogen natürlich in einem Geflecht von Ausbeutung, Gewalt und Korruption, das die mittel- und südamerikanischen Länder überwuchert. Lehrstücke kommen hier zu spät. Gleichwohl: Die Frage, ob es überhaupt Sinn mache, die Produktionsbedingungen des Coca den Europäern einmal leibhaftig um die Ohren zu hauen, zielt auf die sozialen Strukturen, an denen solche Inszenierungen hängen. Zum einen in materieller Hinsicht: Die Wirtschaftsform, die es überhaupt möglich macht, solche Stücke auf großen europäischen Theaterfestivals zu zeigen, ist in ihrer Leistungsethik längst durchgezogen vom Kokain, wie „Omni Toxica“ auch am Beispiel eines Arztes aufzeigt. Zum anderen jedoch werden hier Mentalitäten angesprochen: Wie unbefangene ist eigentlich das Bedürfnis westlicher Gesellschaften, sich von afrikanischen, indischen oder – in Chaves Bonillas Fall – kolumbianischen Regisseurinnen und Regisseuren den Spiegel vorhalten zu lassen?

Was „Omni Toxica“ entblößt (und die Entblößung reicht hier bis zur Vaginalextraktion von kokainbefüllten Plastiksäckchen), ist weniger die hinlänglich bekannte „Wahrheit“ über die kolonialistischen Einkerbungen des Kokaingeschäfts als vielmehr das kolonialistische Begehren nach postkolonialer Entschuldung. Am Grunde dieser Performance lauert die Einsicht, dass zwischen kolonialisiertem Schauspielertum und kulturbeflissenen-aufgeklärtem Publikum keinerlei Verständigung mehr möglich ist und alle Partizipationsangebote Heuchelei sind. In der Konsequenz endet „Omni Toxica“ dann mit einem Autodafé des Theaterraumes: Die Zuschauer fliehen dem Ausgang zu, während die entragierten Akteurinnen die Bestuhlung auf die Bühne schleudern.

Verwitterte Steingottheiten im Dschungel

Performative Konsequenzen aus dem postkolonialen Gemütszustand: Das Zürcher Theaterspektakel stellt das lustvolle Scheitern von Kommunikation ins Zentrum.

Von Philipp Theisohn, Zürich

Das Zürcher Theaterspektakel gäbe zweifellos genug Anlass, um über die Theaterfähigkeit von Empowerment nachzudenken. Begonnen bei Dorothee Munyanezas „Mailles“, dem diesjährigen Eröffnungstück, über „The good fight“, ein working class-Tanzstück der Mozambikanerin Edna Jaime bis zu Satoko Ichiharas Puccini-Kontrafaktur „Madama Butterfly“: Spielanliegen ist, denjenigen die Kontrolle über die eigene Rolle, ihren Körper und ihre Stimme wiederzugeben, die man systematisch um die Selbstbestimmung gebracht hat. Theater reflektiert aber eben immer auch über die Grenzen der Bühne, in denen aus ermächtigen Körpern Objekte der Publikumsbegehrte werden. Der Effekt wäre dann Rührung, die Auflösung der Ermächtigungsgeste im Mitgefühl – und je gedrängter sich diese Gesten im Programm ausnehmen, umso schneller stellt sich der Eindruck ein, dass man hier unablässig einen Genuss der Empathie sucht, der in den Stücken selbst nicht angelegt ist.

Es ist zu spüren, dass solche Reflexionen längst das internationale Gegenwartstheater eingeholt haben. Das in Bogotá ansässige Kollektiv „Mapa Teatro“ etwa stellt konsequent dem Einfühlungsbedürfnis die Uneinnehmbarkeit einer fremden Welt gegenüber, in der Gewalt ein Fest und der Bürgerkrieg Kultur ist. Das Theater, vor vierzig Jahren vom schweizerisch-kolumbianischen Geschwisterpaar Heidi und Rolf Abderhal-

den gegründet, ist in Zürich mit zwei Darbietungen zu sehen, die jeweils einer der kolumbianischen Konfliktparteien sind. Während „La Balsada“ das Fest der „unschuldigen Heiligen“ auf dem Zürichsee reinzeniert, das zur kultischen Tradition der afrikanischstämmigen Kolumbianer gehört und das immer wieder durch Massaker paramilitärischer Gruppierungen heimgesucht wurde, vertieft „La Despedida“ das Projekt eines Revolutionstheaters. Das Stück nimmt seinen Ausgang an einem seltsamen Ort: einem ehemaligen Militärcamp der revolutionären Streitkräfte (FARC) am Rio Chiquito, das nach der Einnahme von Regierungstruppen in ein Theater umgewandelt wurde, in dem die Soldaten ihre Feinde spielen.

Filmaufnahmen dieses Schauspiels bilden den Hintergrund der Inszenierung, die dann aber eben ernst macht: Wenn schon Revolution gespielt wird, dann richtig, dann muss man der FARC über die verschlungenen Pfade ihrer Geschichte folgen. Indessen: Es ist eine weitgehend sprachlose Welt, in die sich das Theater begibt, ein großes Fest mit dem Figurenarsenal der Revolutionäre: Fidel Castro, Mao, Lenin und auch Simón Bolívar dürfen nicht fehlen, dessen Schwert 1974 von der „Bewegung 19. April“ aus der Quinta de Bolívar in Bogotá gestohlen wurde. Alle halten sie ihre kurzen Ansprachen, dirigieren die FARC über

Um- und Abwege. Zu grauen Büsten sind sie nun erstarrt, zu verwitterten Steingottheiten inmitten einer seltsam belebten und doch stummen Dschungellandschaft, in der am Ende ein Schamane den späten Gast Marx empfängt, der sich verlaufen hatte. Eine Schlusszene, in der die Sprachlosigkeit zwischen den Welten sich zur Atmosphäre auswächst: Hier die Inkarnation einer materialistischen Geschichtsvorstellung, dort der Spiritus Lateinamerikas, dessen Geschichte im Pfeifenrauch aufgeht und für den Paten der Revolution nun noch die anerkennenden Worte übrighat, immerhin sei er „weit herumgekommen in den letzten 200 Jahren“.

Das lustvolle Scheitern von Dialogizität steht fraglos im Mittelpunkt des Festivals. Wo die Inszenierung gelingt, wandelt sich die moralische Didaktik der „Wir dort und ihr hier“-Stücke in anatomische Untersuchungen der Gewalt, wie sie „Mapa Teatro“ beispielhaft vorerzählt. Hieraus folgt einerseits eine Verhärtung des Spiels in nahezu statische Formen, in Tableaux vivants, Bildstreifen, Filme. Andererseits lotet das Drama zunehmend Fluchträume des Gesprächs aus, wie es etwa Marion Siéfferts Instagram-Monolog „jeanne_dark“ mit sinistrierender Präzision vollführt. Siéfferts hundertminütiger auf der Bühne performter, an den Seitenwänden überdimensionaler projizierter Livestream ist zweifellos einer, wenn nicht der Höhepunkt des Spektakels. Ein sechzehnjähriger gemobbter Teenager, der sich im digitalen Raum eine Höhle baut, in der er seine Fragilität und Selbstverachtung schonungslos ausbreitet und mit aller Wut gegen die – mit grandioser Komik initiierte – Welt der Oppressoren von der kleinen Schwester über die Eltern bis hin zu den sadistischen Mitschülerinnen und dem lusternen Priester richtet. Abgesehen davon, dass Helena de Laurens die Rolle der Jeanne so fulminant böseartig wie verzweifelt zu geben versteht und man keinen Satz dieser Darbietung missen möchte, unterlegt „jeanne_dark“ unsere Gegenwart mit einem subtilen Kommentar. Der Taizé-Evergreen „Dans nos obscurités“ erhält von der elterlich zum Jugendgottesdienst verpflichteten Jeanne eine ganz eigene Umdeutung, ist ihr doch jenes „niemals erlöschende Feuer“, das Gott in uns anzünden solle, doch längst das erleuchtete Display ihres Smartphones geworden. Nur von dort wird noch Rettung erwartet vor den Mitternachtsdämonen und Phantomen des Ennui. Und vielleicht liegt dort auch längst schon die alltägliche Gegenwart wie Zukunft des Theatralen.

Über Hitler war er immer gut informiert

Wilhelm von Preußen, ein unpolitischer Deutscher?

Die Fakten sprechen dagegen / Von Norman Domeier

In den vergangenen Jahren sind zahlreiche historische Figuren auf ihre politischen Neigungen hin untersucht worden. Doch nun wird plötzlich der Typus des unpolitischen Deutschen wiederbelebt. Kein Geringerer als Wilhelm, der letzte Kronprinz des Deutschen Reiches, soll von Politik keine Ahnung gehabt und sich nur spät, kurzzeitig und erfolglos politisch engagiert haben.

In einem Interview der Welt vom 26. August mit dem Historiker Lothar Machtan und Georg Friedrich Prinz von Preußen wird Wilhelm als „Spätberufener“ dargestellt: „Sein politisches Engagement wird erst um 1930 fassbar.“ Die neue Strategie des Hauses Hohenzollern und des vom ihm bezahlten Historikers, Restitutionsansprüche an den deutschen Staat durchzusetzen, tritt so zutage: Der Ex-Kronprinz wird mit Verve als nicht wirklich ernst zu nehmende Person gezeichnet, als „Dandy“, „Lebemann“, „Womanizer“ oder harmloser „sportsman“. Dabei erinnern die Charakterisierungen Machtans an die Politpathologie eines Cesare Lombroso, der in den 1890er-Jahren die Figur des „politisch Irren“ popularisierte. Der Sinn der historischen Übung ist offenkundig: Wilhelm wird in eine Reihe debiler Hohenzollern eingereiht, denen man die „Politikfähigkeit“ abspricht. Ein solcher Politclown kann unmöglich Hitler und dem Nationalsozialismus erheblichen Vorschub geleistet haben.

Tatsächlich war Wilhelm bereits in jungen Jahren politisch interessiert und aktiv. Er scheute nicht einmal davor zurück, Konflikte mit seinem übermächtigen Vater, Kaiser Wilhelm II., einzugehen, wenn er sich davon politische Vorteile für seine Zukunft versprach. Als erste „politische Tat“ feierte die Zeitgenossen im Mai 1907, dass der Kronprinz seinen Vater über die homosexuellen Anschuldigungen gegen dessen beste Freunde und engste Berater um Fürst Philipp zu Eulenburg informierte. Reichskanzler Bülow als führender Staatsmann des Kaiserreiches war vor diesem Schritt zurückgeschreckt und hatte dem Thronfolger die heikle Aufgabe überlassen. Die staatstragende Presse feierte die „befreiende Tat“ als Beleg für die Kraftreserven der Monarchie.

Der knapp fünfundzwanzigjährige Hohenzoller verstand es, den Skandal um die Freunde seines Vaters zur Steigerung der eigenen Reputation zu nutzen. Während des ersten Moltke-Harden-Prozesses im Oktober 1907 ließ er sich demonstrativ in seinem Automobil mit royaler Fanfare durch die auf das Urteil wartende Menschenmenge vor dem Justizpalast in Berlin-Moabit chauffieren, worauf „Hoch der Kronprinz!“ und „Hoch Harden!“-Rufe ausbrach wurden. Der Thronfolger verbündete sich auf diese Weise ostentativ mit dem Publizisten Maximilian Harden, dem schärfsten politischen Kritiker seines Vaters.

In der Forschung bisher völlig übersehen wurden die engen Kontakte Wilhelms zu einem der führenden Auslandsjournalisten des 20. Jahrhunderts, Karl Henry von Wiegand, dem globalen Chefkorrespondenten des amerikanischen Presseimperiums von William Randolph Hearst. Über Wiegand konnte Wilhelm politische Botschaften in die ganze Welt streuen. Ihre Bekanntheit begann am 21. November 1914, mitten in der heiklen Anfangsphase des Ersten Weltkrieges, mit einem von Maximilian Harden und dem Zentrumspolitiker Matthias Erzberger vermittelten Interview, dessen Aussagen viele für unmöglich gehalten hatten. In seinem Hauptquartier Stenay erklärte der Thronfolger dem amerikanischen Korrespondenten frei heraus: „We already have lost the war.“ Diese Äußerung des Kronprinzen hätte, wäre sie veröffentlicht worden, zweifellos Sensation in der Weltpresse gemacht und im kriegführenden Deutschland einen Aufschrei gegen die Hohenzollern-Dynastie ausgelöst. Für Wiegand war es in der Rückschau „the greatest story of the war“. Er folgte jedoch dem patriotischen Ratschlag Hardens und behielt die vertrauliche Mitteilung für sich, schließlich wollte er seine journalistische Karriere nicht aufs Spiel setzen. Kein prominenter Politiker hätte Wiegand in Zukunft noch ein Gespräch gewährt.

Das Interview erschien am 1. Dezember 1914 im New York Herald mit der immerhin recht weitgehenden Schlagzeile: „Crown Prince Interviewed on the War. Calls it ‚stupid‘“. Dieses Medienereignis belegt, auf welch heiklen politischen Pfaden Kronprinz Wilhelm bereits in jungen Jahren wandelte. Wiegand durfte nach diesem journalistischen Scoop noch zahlreiche führende Vertreter Deutschlands interviewen und ihre Sicht in die Weltöffentlichkeit bringen, darunter Admiral Tirpitz, Generalfeldmarschall Hindenburg und Reichskanzler Bethmann-Hollweg sowie am 16. Februar 1915 auch Kronprinzessin Cecilie, die für die deutsche Seite im Krieg warb. Ihr Mann blieb auch in der Endphase des Ersten Weltkrieges eine politische Größe. In einer geheimen Mission im Auftrag des amerikanischen Präsidentenberaters Edward M. House versuchte Wiegand im Februar und März

1917, wenn auch erfolglos, Bedingungen der USA an Kronprinz Wilhelm zu übergeben, die einen Kriegseintritt der USA noch hätten verhindern können.

Wiegands atemberaubende journalistische Karriere dauerte bis in die frühen Sechzigerjahre und umfasste Interviews mit den Politgrößen der damaligen Zeit, von Hitler und Mussolini über Atatürk, Gandhi und Franco bis zu Adenauer. Der amerikanische Auslandskorrespondent blieb ein journalistischer Vertrauter des Ex-Kronprinzen und informierte ihn über heikle politische Vorgänge in Deutschland. Wiegand machte dem vormaligen Thronfolger auch eine finanziell lukrative „standing offer“: Die Hearst-Presse stehe für seine politischen Verlautbarungen jederzeit offen, so wie auch für Äußerungen des exilierten Kaisers, falls dieser sich an die Weltöffentlichkeit wenden wolle. Auch mit Protagonisten der „Neuen Rechten“ in der Weimarer Republik hielt Wiegand engen Kontakt, wenn es um die Wiederherstellung der Monarchie ging. Ein Skript in Wiegands Nachlass in den Hoover Archives in Stanford belegt, dass Oberst Max Bauer seine Quelle für einen Artikel zur Frage einer Wiedereinsetzung der Hohenzollern in Deutschland war.

Zudem nahm Wiegand nichts Geringeres als die Entdeckung Adolf Hitlers für die Weltpresse in Anspruch. In der Tat führte er am 12. November 1922 das erste Interview eines amerikanischen Journalisten mit Hitler (und im Juni 1940 das letzte). Bemerkenswert dabei ist, dass Wiegand stets den Ex-Kronprinzen vertraulich auf dem Laufenden über die Ziele des neuen „Führers“ der Deutschen und der jungen nationalsozialistischen Bewegung hielt, insbesondere über Pläne, einen Staatsstreich zu verüben. Am 7. Dezember 1922 schrieb Wiegand dem Kronprinzen aus dem Berliner Hotel Adlon, er werde am Abend nach München reisen, um wieder mit Hitler zu sprechen, dessen Bewegung rasant wachse. Weder Hitler noch andere nationalistiche Führer planten einen Putsch in unmittelbarer Zeit, zumindest nicht in den nächsten zwei bis drei Monaten, versicherte Wiegand dem Thronpräsidenten. Die Lage sei innen- und außenpolitisch verfahren, weshalb die Hitler-Bewegung Deutschland noch weiter ins Abseits taumeln lassen und erst dann eingreifen wolle. Wiegand bot Wilhelm einstweilen an, für ihn eine durch die Hearst-Presse positiv begleitete USA-Reise vorzubereiten, um das Image der Hohenzollern international wieder aufzupolieren.

Die Beispiele zeigen, dass (Ex-)Kronprinz Wilhelm keineswegs nur in den frühen Dreißigerjahren politisch aktiv war, sondern schon lange die historische Entwicklung in seinem Sinne zu beeinflussen versuchte. Auch fiel er nie bei den Nationalsozialisten in Ungnade, die seine Schwächen gut kannten und ihn durchaus bei Laune halten wollten: Wilhelm gehörte zu den Auserwählten, die den berüchtigten „Salon Kitty“ besuchen durften, das politische Bordell im Berlin der Nazi-Zeit. Zu diesem war der Zutritt nur mit einem Passwort aus dem Hause von Propagandaminister Joseph Goebbels möglich, wie der amerikanische Berlin-Korrespondent Pierre Huss in seinen Memoiren schreibt. Auch wenn auf Diskretion Wert gelegt wurde – schließlich sollten sich die Gäste wohlfühlen und nachrichtendienstlich abgeschöpft werden –, lief Wilhelm eines Abends direkt einem Wehrmachtsgeneral in die Arme. Die gute Kameradschaft dürfte dies eher gefestigt als getrübt haben.

Dem deutsch-amerikanischen Germanisten Klaus W. Jonas, der nach 1945 für seine Biographie des letzten Kronprinzen recherchierte, teilte Karl Henry von Wiegand brieflich mit, dieser Hohenzoller wäre seiner Meinung nach ein demokratischer Monarch mit „common sense“ geworden und hätte viel Schlimmes verhindert. Dieser Standpunkt musste Spekulation bleiben, denn Wilhelm trug nie politische Verantwortung. Über die nationalsozialistische Bewegung und ihren „Führer“ Adolf Hitler war er jedenfalls von Beginn an gründlich informiert.

Es sind immer noch nicht alle Quellen zum letzten deutschen Kronprinzen bekannt und wissenschaftlich ausgewertet worden. Wenn es Georg Friedrich Prinz von Preußen wirklich ernst mit dem Angebot ist, zu einem Diskurs über die Geschichte seiner Familie ohne juristische Winkelzüge beizutragen, möge er das Hechinger Hausarchiv einer staatlichen Institution übergeben, etwa dem Bundesarchiv, wo das Material von jedem Historiker eingesehen werden kann. Wenn die Schriftstücke unbedingt Privatbesitz bleiben sollen, wird sich gewiss ein weiterer fünfstelliger Betrag finden, um die 300 Regalmeter komplett zu digitalisieren und der Forschung und Öffentlichkeit auf diese Weise zugänglich zu machen.

Norman Domeier lehrt am Historischen Institut der Universität Stuttgart. Im Oktober erscheint seine Studie „Weltöffentlichkeit und Diktatur. Die amerikanischen Auslands-korrespondenten im ‚Dritten Reich‘“.

Die Bibel redet in Bildern von der zukünftigen Wirklichkeit. Wie wird es sein? Es wird der Himmel sein! Pfarrer Adolf Greinke (1940–2015)

In memoriam

Dr. rer. nat. Dr. med. Jürgen Seiffert

* 4. Juni 1941 † 27. August 2021

Wir gedenken in tiefer Trauer unseres geliebten Ehegatten, Vaters, Schwiegervaters und Großvaters. Mit ihm ist ein großer Arzt und Wissenschaftler, ein kritischer Denker, ein wahrer Humanist und ein guter Christ von uns gegangen. Er verstarb im festen Glauben an das ewige Leben.

Tunc erit vera vita post mortem, verumque solatium post desolationem: illa vita eximet animam nostram de morte, et illud solatium oculis nostris a lacrimis.

Im Namen aller Angehörigen
Martha Seiffert, geb. Grade
Josef, Ernst, Walter, Franz, Richard und Paul Seiffert
Annette, Johann, Philipp und Luise Seiffert

Der Trauergottesdienst mit Beisetzung findet am Freitag, dem 17. September 2021, um 11.00 Uhr auf dem St.-Matthias-Friedhof in Berlin (Röblingstraße 91) statt.

Wir trauern um unsere beste Ehefrau, Schwester, Mutter und Großmutter

Anne Schaffstein

* 8. November 1943 † 27. August 2021

Wolfgang Malou
Soren, Silja, Sofia, Stella
Saga, Leander, Eleni, Valentin, Skara

Ziegelhütte 2 · 61476 Kronberg
Die Beisetzung findet im engsten Kreis der Familie statt.

Traueranzeigen und Nachrufe

Alle Anzeigen und Informationen unter lebenswege.faz.net

Frankfurter Allgemeine LEBENSWEGE